

## Vom Boschejonn“ oder „Die Freuden des Holzammelns“

**Katharina Allmacher**

Wenn ich an meine Kindertage in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg zurückdenke, sind mir von all dem Geschehen, das das Leben ausfüllte, besonders die Stunden in froher Erinnerung, da es hieß: Im Walde Holz holen.

Unsere Mütter hatten schon vormittags die Schiebkarre und alles, was drum und dran gehörte, bereitgestellt. Kamen wir dann aus der Schule heim, wurde schnell gegessen, das Schulkleid mit dem „Buschkostüm“ vertauscht und den Nachbarn Bescheid gesagt, dass man startbereit sei. Die Mutter tat sich die „Help“ (Traggurt) um und an die Schiebkarre, und dann ging's los. Wir Kinder liefen, „noch ledig aller Pflicht“, nebenher. Manchmal konnte man auch selber nicht schnell genug wegkommen. Dann schnappte man sich die Karre und fuhr voraus. Aber das ging nicht lange gut. Die Holme der Karre waren zu weit auseinander und unsere Arme noch zu kurz. In die Help war man auch noch nicht hineingewachsen, und so gab man das Schieben bald wieder auf und wartete, bis die Mutter kam.

Im Walde angelangt, ging das Holzlesen los. Solange wir noch kleiner waren, hatten wir die Aufgabe, das von der Mutter gesammelte, zu kleinen Häufchen aufgeschichtete Holz zur Karre zu tragen. Immer größer wurde der „Arbel“ (Armvoll) Holz, je länger unsere Arme und je größer unsere Kräfte wurden. Nach und nach ging man auch selbständig „auf Raub“ aus und zeigte, dass man gutes Holz schon vom schlechten unterscheiden konnte. Besonders beliebt waren dürre Buchenäste (bü-eke Schlöu-ete). Hatte man eine erspäht, ging's im Sturmschritt drauf los und stolz, wie eine harterkämpfte Siegestrophäe, wurde die Schlou-et eingebracht. Aber auch dicke dürre Kiefernäste waren sehr begehrt, die man leicht auf passende Längen zerschlagen konnte. War ein Ast mal besonders schwer kleinzukriegen, wurde er — was zwar die Förster auf den Tod hassten — zwischen zwei nahe aneinander stehende Bäume geklemmt und dann daran gezogen, bis er durchknackte. Alle Kräfte musste man dabei manchmal anstrengen, und wenn dann der große Knacks kam, machte unsere Hinterfront nicht selten überraschende Bekanntschaft mit dem weichen Waldboden. Meistens nahmen wir auch, obwohl das eigentlich verboten war, ein Holzhackmesser (die „Hi-eb“) mit, das unterwegs sorgsam in die harmlose Sackleinschürze eingewickelt war und im Walde neben der Karre unter Laub vergraben wurde. War dann da ein Ast, der durchaus nicht auf gemütlichem Wege durchgehen wollte, dann wurde ihm das mit der Hi-eb (von uns auch Bieterkes — von durchbeißen — genannt) nachdrücklich beigebracht. Als zufällig einmal ein Förster uns dabei erwischte und darüber räsonierte, gab ihm eine Nachbarin zur Antwort: „Wir können dat Holt doch nit met de Täng (Zähne) dorchbi-ete!“

Besonders geschätzt war auch das „fertige Holz“, Späne (von uns wegen ihres Aussehens auch „Botterramme“ [Butterbrote] genannt) oder kurze runde Holzknüppelchen. Dafür wurden große Laken mitgenommen. Mit zwei Laken übereinander wurde die Karre beladen, oder auch einem Laken und einer Schicht Langholz darunter. Das „fertige Holz“ war deshalb so beliebt, weil man es zu Hause einfach in die Holzecke schütten konnte und weiter keine Arbeit mehr damit hatte. Das Langholz wurde nach Möglichkeit zu Hause gleich kleingemacht, oder, wenn keine Zeit dazu war, gestapelt und später nach und nach zerhackt.

War die Karre vollgeladen, wurde das Seil darüber gelegt, fest angezogen und dann mit einem Holzstück (Freitel) noch besonders fest gedreht (gefretelt). Die Sackleinschürze, mit dem Beil darin verpackt, ward sorgfältig verstaut und dann noch einmal eingehend geprüft, ob die Karre auch gut geladen war, wozu eine gewisse Kunst gehörte, wollte man sich sein Tagewerk nicht unnötig erschweren.

## Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Ehe es dann heimging, gab's noch ein kleines Labsal gegen den Durst (Kaffee, Himbeerwasser, Pfefferminz oder dergleichen); denn es war heiße Sommermittagsstunde, in der solches Werken vor sich ging.

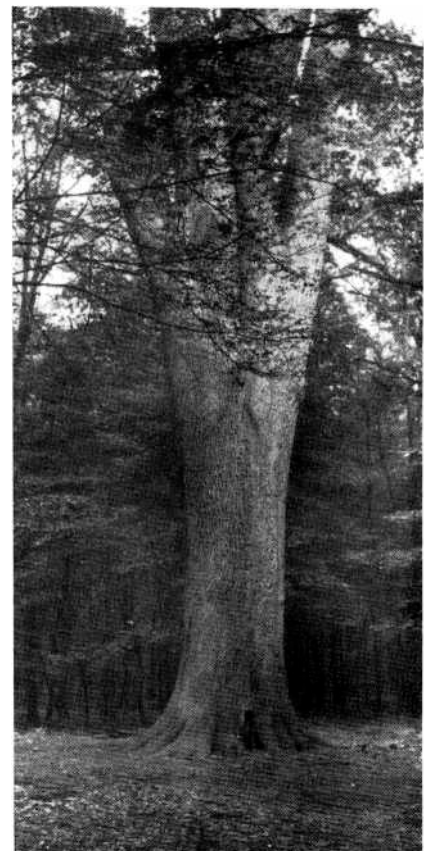
Soweit war die Sache ganz hübsch. Aber dann kam der Heimweg, auf dem wir am Seil die Karre ziehen helfen sollten. Bei besonders schwierigen Stellen tat man ja das Seine und zog feste, aber sonst geriet man wohl mal ins Träumen, und mehr als einmal musste die Mutter mahnen, besser zu ziehen. Und sagte man dann, im guten Glauben, dass man doch zöge, dann trat die Mutter gleich den Gegenbeweis an mit der Feststellung: „Dat Se-il hängt mech äwwer su em Bore (Bogen)“. Für eine Zeitlang ging's dann wieder mal gut. Waren besonders schlechte Wegstellen oder Hindernisse zu überwinden, so zog und schob man die einzelnen Karren (2—3 waren es meistens) mit vereinten Kräften darüber hinweg.

Unterwegs wurde mehrmals Rast gemacht; es waren meist festliegende Stellen. Dabei kreiste wieder an jeder Karre die Labeflasche, und dann ging's weiter, bis man glücklich zu Hause anlangte. Glücklich und spitzbübisch froh darüber, dass einen der Förster nicht erwischt hatte. Denn mit Holzscheinen, wie sie heute üblich sind, gab man sich damals nicht ab, sondern nutzte den Mittagschlaf der Förster aus, um zu seinem Holz zu kommen.

Manchmal hatten wir das Holz auch ehrlich gekauft und in einem Schlag, den die Holzfäller verlassen hatten, wurde uns ein Abschnitt zugewiesen. In diesem konnten wir ohne Herzklopfen und nach Herzenslust — sogar mit dem Beil — Holz zusammenflicken, soviel da war. Aber schöner war's doch Holz zu holen, wenn der Förster schlief.

Zwei Reviere waren es, die wir „beglückten“: Gratenpoet und Hülsdieken. Förster König von Gratenpoet war ein guter Mann, der den Leuten, die sich so hart darum plagten, das dürre Holz schon gönnte, während Förster Ginsterblum von Hülsdieken seine Vorschriften hart und streng handhabte. Einmal, als wir gerade Rast hielten, kam Förster König daher und fragte grüßend: „Wort ihr be-im Ginsterstruk?“ — Ich glaube, er hat seinem Herrn mindestens ebensogut gedient, wie sein gefürchteter Kollege.

Es waren meist bestimmte Gebiete, in denen wir unsere „Tätigkeit“ ausübten: An den Hanten, am Hülsenberg und am Kleiberg, im Zigeunerlager, am Siepenkothen, an der Kirchspitz, am grünen und am schwarzen Weg, einmal auch am Keksberg, wo ein großer Kiefernwald geschlagen war, und wo ich neben Waldbeeren die ersten bisher hier in der Gegend entdeckten Preißelbeeren fand. Heute steht ein dichter Fichtenwald dort, in dem die Preißelbeeren längst erstickt sind. Auf sonntäglichen Spaziergängen wurde festgestellt, wo in der Woche Holz zu ernten war, und selbst heute noch geht es uns bei unseren Sonntagswanderungen so, dass wir neben allem Gespür für die Schönheit unserer heimatlichen Wälder immer auch ein Auge für das Holz übrig haben. Und unser „Buschklepperherz“ tut uns ordentlich weh, wenn wir so viel schönes Holz liegen sehen, das keiner holt. Und froh sind wir, dass unsere alten Mütter das nicht mit ansehen müssen, die sicher vor Herzeleid vergehen würden darüber, dass sie das Holz nicht mehr holen können.



Die „dicke Eiche“ an der Rehhecke

## Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Ach ja, wenn wir nur Zeit hätten, wir würden das Erbe unserer Mütter schon antreten und uns die köstlichen Freuden des Holzammelns nicht entgehen lassen. Wir würden den Holzschein, auf den man für 50 Pfennige einen ganzen Monat lang Holz holen kann, weidlich ausnutzen. Wenn uns die alte Lust zu stark packt, geschieht es wohl auch mal, dass wir uns aufmachen und eine Tracht Holz holen. Allerdings nicht mit der Schiebkarre, sondern mit dem Fahrrad, das sich willig auch allerhand aufladen lässt. Und die Freude an dem so heimlich geholten Holz ist wieder genau so groß wie in Kindertagen.

### **Nachschrift:**

Diese Erinnerungen wurden 1941 geschrieben. Die Notjahre nach dem zweiten Weltkrieg zwangen dann zu Spitzenleistungen auf dem Gebiete der Brennholzbeschaffung. Bei der damaligen überaus schlechten Ernährungslage wurde daraus ein hartes Fronen. Und doch liegt auch über dieser Zeit ein Schimmer, der immer mal wieder den einen oder anderen von uns sagen lässt: „Ha, eech meut noch eens su richtig bosche jonn!“